



Versierte Geschichtenerzähler

Die persische Literatur ist eine Schatztruhe.
Man muss sie nur öffnen. Drei Romane, die den ganzen
Reichtum zeigen – aber auch das Dilemma bei der Vermittlung.

 GERRIT WUSTMANN

➔ »Selten ist der Schmerz des Exils, sind die vielen Facetten der Sehnsucht, die Einsamkeit in der Ferne so intensiv dargestellt worden«, sagt Herausgeber Ilija Trojanow über Abbas Maroufis Roman *»Fereydun hatte drei Söhne«* (Edition Büchergilde, 350 S., 22,95 Euro). »Der Ich-Erzähler, ein Alter Ego des Autors, weilt zwar in Deutschland, ist aber emotional und gedanklich weiterhin ein Gefangener seiner verlorenen Heimat.«

Es ist das richtige Buch zur richtigen Zeit, das vierte von Maroufi in deutscher Übersetzung, fast 30 Jahre nach seinem Welterfolg »Symphonie der Toten«. Heute lebt der Autor als Buchhändler in Berlin, nachdem er den Iran aufgrund seiner regimekritischen publizistischen Arbeit hatte verlassen müssen. Dass er nun wieder wahrgenommen wird, ist ein Gewinn für die deutsche Literaturlandschaft – und eine große Ausnahme.

Denn es ist selten, dass Schriftsteller aus dem Iran hier eine Bühne bekommen. Die Bücher, die pro Jahr aus dem Persischen ins Deutsche übersetzt werden, sind schnell gezählt. Die meisten erscheinen in Kleinverlagen und fristen im Buchhandel ein Nischendasein. Womit sich weder die Buchhändler noch die Verlage einen Gefallen tun. Denn die persische Literatur ist eine Schatztruhe.

»Die Deutschen machen Urlaub in der Türkei, interessieren sich aber nicht für

türkische Literatur. Und in den großen Feuilletons fehlen Leute, die engagiert sind und sich auskennen«, sagt der Orientalist Stefan Weidner. Hinzu komme, dass »die deutschen Verlage nicht sonderlich innovationsfreudig sind. Sie machen Bücher aus dem Orient nur sehr selten aus eigener Initiative.« Meist seien es Übersetzer oder Agenten, die sie dazu überredeten. »Viele Bücher von arabischen Autoren werden in Großbritannien und Frankreich entdeckt, wenn dort schon Übersetzungen vorliegen.«

All das lässt sich auch über Literatur aus dem Iran sagen. Und es erzählt uns viel über den hiesigen Kulturbetrieb, der noch immer viel zu selten willens ist, einen Blick über den Tellerrand zu werfen.

Unter der Nebelwolke Man denke an Goethes Worte: »Wer Bücher liest, schaut in die Welt und nicht nur bis zum Zaune.« Dieser Blick in die Welt ist heute einfacher als damals, da Goethe nur eine Handvoll Übertragungen persischer Lyrik als Grundlage für seinen »West-östlichen Divan« zur Verfügung standen. Allein, es fehlt der Mut. Eine Ausnahme, die die Regel bestätigt, ist der Teheraner Amir Hassan Cheheltan, der seiner Heimatstadt mit einer Roman-Trilogie ein Denkmal gesetzt hat. Gänzlich unzensiert liegen die Bücher bislang nur auf Deutsch vor. Weltliteratur ist

das. Aber dass ausgerechnet Cheheltan die große Aufmerksamkeit erhält, hat Gründe. Er ist oft in Deutschland, schreibt Kolumnen und Essays über iranische Politik für die »FAZ« und die »Süddeutsche Zeitung«. Man kennt ihn, er ist mit den Feuilletons auf Tuchfühlung. Dass seine bei Hanser erscheinenden Bücher vielfach besprochen, seine nicht minder lesenswerten Romane, die im Münchener Verlag P. Kirchheim erscheinen, aber so gut wie ignoriert werden, zeigt, wie schwer es Werke aus kleineren Verlagen haben.

Woher kommt das? Ist es Dünkel? Ist es Unsicherheit? Die Angst, vertrautes Terrain zu verlassen, und sei es nur, weil ein Verlag nicht zu den Platzhirschen zählt? Aber man kann die Buchhändler auch verstehen: Wenn Literatur in kleinen Verlagen erscheint, dann wird sie kaum besprochen und dementsprechend kaum nachgefragt, und umso weniger lohnt es, sie ins Regal zu stellen – vom Schaufenster gar nicht zu sprechen. »Literatur unter der Nebelwolke« hat Weidner das einmal treffend genannt.

Was Menschen umtreibt In seinem Roman *»Iranische Dämmerung«* (Kirchheim, 198 S., 22 Euro) erzählt Cheheltan die Geschichte vieler Iraner: Der Protagonist Iradj hatte unter dem Druck des Schah-Regimes das Land ver-

Ob im Teheraner Ab-o-Atash-Park
oder in den Romanen:
Der Mensch steht im Mittelpunkt



Abbas Maroufi



Amir Hassan Cheheltan



Fariba Vafi

lassen und kehrt 1979, als sich die Revolution ankündigt, zurück. Doch er merkt rasch, dass in dem Land etwas gewaltig schief läuft, dass es keinen Aufbruch in die Freiheit geben wird, sondern dass der Umsturz durch radikalisierte Linke und Islamisten das Land nur noch weiter ins Unglück stürzen wird. »Man liebt nur einmal«, sagt ihm seine Frau, als er nach 28 Jahren wieder vor ihrer Tür steht. Und die Vergangenheit, die er sich ersehnt hatte, existiert nicht mehr.

Es ist ein düsterer Roman, der aus dem Trauma einer fatalen Revolution die Traumata der Menschen ableitet, für die sich alles verändert hat. Und die heute auch in Deutschland leben – womit sich Cheheltans und der eingangs erwähnte Roman von Abbas Maroufi gemeinsam lesen lassen, als zwei Aspekte einer Geschichte, die verstehen hilft, was Menschen umtreibt, die sich ins Exil begeben.

Ganz anders Fariba Vafis Roman »**Tarlan**« (229 S., 19,80 Euro). Im Iran ein

Bestseller, in Deutschland unter der Nebelglocke, denn die Autorin ist hier nicht vernetzt und das Buch erscheint im kleinen Bremer Sujet Verlag, dessen Schwerpunkt auf iranischer und Exilliteratur liegt. Dabei ist es ein wunderbares Beispiel für Goethes Blick über den Zaun. Die Protagonistin Tarlan ist eine junge Frau mit großen Träumen, die am harten Drill in der Polizeischule Stück für Stück zerschellen.

Die Autorin erweist sich als einfühlsame Beobachterin einer Generation, die Teenagern in Deutschland gar nicht unähnlich ist, die aber durch festgefahrene Traditionen und eine repressive Politik jeglicher Chancen beraubt wird. Eine bedrückende Coming-of-Age-Geschichte, die man auch dann gut lesen kann, wenn man keine oder nur wenige Vorkenntnisse zum Thema Iran hat. Es sind drei Beispiele für die Vielfalt moderner iranischer Erzähler, die sich, wenn man aufhört, sie auf ihr Thema zu

beschränken, als das erweisen, was sich jeder von Literatur wünscht: Sie sind versierte Geschichtenerzähler, die dem Leser eine neue Perspektive eröffnen. Das ist heute, in Zeiten herbeigeredeter Kulturkämpfe, wichtiger denn je.

Gerrit Wustmann, Schriftsteller und Journalist, hat die Anthologie »Hier ist Iran! Persische Lyrik im deutschsprachigen Raum« (Sujet Verlag) herausgegeben.

ZUM WEITERSTÖBERN

Mehr ins Deutsche übersetzte Belletristik aus dem Iran finden Sie im Litprom-Quellenkatalog. Der Onlinekatalog ist ein Verzeichnis aller lieferbaren und nicht lieferbaren Titel aus Lateinamerika, Asien, Afrika und der arabischen Welt in deutscher Übersetzung. Er umfasst mehr als 8 000 Titel. Zu finden unter: www.litprom.de/service/quellen



➔ »DER LESER IST FÜR MICH IMMER KOAUTOR«



Zu Gast bei den 6. Litprom-Literaturtagen in Frankfurt am Main: Schriftstellerin Linda Lê, die in Vietnam aufgewachsen ist und heute in Paris lebt

Le Havre ist kein großer Ort der französischen Literaturgeschichte, sondern eine eher prosaische Industriestadt mit großem Hafen. Warum haben Sie Ihren Roman »Œuvres vives« ausgerechnet dort angesiedelt?

Doch, Le Havre ist eine sehr literarische Stadt! Balzac etwa hat in seinem Roman »Modeste Mignon« über Le Havre geschrieben, Sartre hat dort gelehrt, Queneau wurde dort geboren. Ich habe mich aber vor allem für diese Stadt entschieden, weil sie im Zweiten Weltkrieg fast völlig zerstört wurde. Ich liebe die Dinge, die aus Trümmern auferstehen.

Im Mittelpunkt Ihres Romans steht der Autor Antoine Sorel, der Selbstmord begangen hat. Sie lassen Familie, Freunde und Geliebte zu Wort kommen – so entsteht ein kaleidoskopisches Bild seiner Persönlichkeit. Aus welchem Grund haben Sie dieses narrative Verfahren gewählt?

Ich habe mich beim Schreiben ein wenig von Orson Welles' Film »Citizen Kane« inspirieren lassen. Darin wird ein vielperspektivisches, teils sogar widersprüchliches Bild eines toten Medienmoguls entworfen. Diesen Effekt wollte ich auch in »Œuvres vives« erzeugen.

Der Leser erfährt, was Sorel gesagt und getan hat, aber auch, was er besessen hat. Wieso beschreiben Sie den Besitz so präzise?

Man kann einen Toten wieder lebendig machen, indem man an seine Sachen erinnert. An seinen Schulranzen etwa oder – genauer – die Art, wie er ihn getragen hat. Dieses Vorgehen ist kein simpler Realismus. Mehr noch: Es charakterisiert einen Menschen treffender als jede psychologische Analyse.

Trotz der vielen Details bleiben Widersprüche und Lücken.

Ich lasse dem Leser die große Freiheit, von gewissen Fakten ausgehend weiterzuträumen und ein eigenes Bild von Antoine Sorel zu entwerfen. Für mich ist der Leser immer ein Koautor.

Sorel hat einen vietnamesischen Großvater. Trägt dieses familienbiografische Detail zu seiner Isoliertheit und schließlich zu seinem Selbstmord bei?

Ja, sein vietnamesischer Großvater steht für seine fremde Seite. Sich in der Welt fremd zu fühlen, das war für Antoine Sorel konstitutiv. Ich glaube aber nicht, dass sich sein Suizid bloß darauf zurückführen lässt. Er war nicht in erster Linie fremd, sondern einer, der unter allen Umständen Nein sagt.

Interview: Katharina Borchardt

VERLAG GESUCHT



➔ Linda Lê: »Œuvres vives«, Christian Bourgois Éditeur, 2014

Katharina Borchardt, Jurymitglied der Bestenliste Weltempfänger, empfiehlt den Roman »Œuvres vives«:

Schon zu Beginn ist die Hauptfigur tot: Autor Antoine Sorel hat sich in Le Havre aus einem Hochhausfenster gestürzt. Ein Journalist recherchiert, spricht mit Sorels Angehörigen, Freunden und Geliebten. So entsteht ein multiperspektivisches, nicht immer widerspruchsfreies Bild von Sorel, der zwar im Zentrum der Geschichte steht, sich diesem durch seinen Suizid aber entzogen und dadurch eine spürbare Leere hinterlassen hat. Angesiedelt ist die Geschichte in Le Havre, wo die Schriftstellerin Linda Lê – nach ihrer Flucht aus Vietnam 1977 – selbst für einige Jahre gelebt hat. Mit »Œuvres vives« ist ihr ein sehr berührendes Porträt eines heimatlosen Toten gelungen.

WUSSTEN SIE SCHON?

Seit 1984 besteht das **Übersetzungsförderungsprogramm** für deutsche und Schweizer Verlage. Litprom e. V. fördert mit Mitteln des Auswärtigen Amtes und des Schweizer SüdKulturFonds Belletristik aus Afrika, Asien, Lateinamerika und der arabischen Welt. Der nächste **Abgabetermin** für Anträge deutscher Verlage ist der **1. April**. Wichtig für eine Förderung sind vor allem der Umfang und die Qualität der eingereichten Übersetzung sowie die Einhaltung eines Mindesthonorars je Normseite. Neu ist, dass in Zukunft auch **Übersetzungen aus dem Türkischen** in das Programm aufgenommen werden.

Weitere Informationen: <http://www.litprom.de/service/uebersetzungsfoerderung.html>

Ansprechpartner: Joscha Hekele: hekele@book-fair.com; Telefon: 069 / 2102-250

Anzahl der geförderten Titel nach Regionen

Lateinamerika	208
Arabische Welt	178
Afrika	156
Asien	143
Karibik	61
Ozeanien	1
Gesamt	747



Der Fluch des Tagelöhners

Er ist Spezialist für Übersetzungen aus dem Portugiesischen: Michael Kegler über unregelmäßige Arbeit als Privileg.

 INTERVIEW: JOSCHA HEKELE

Bei portugiesischer Literatur kommt man schwer an Ihnen vorbei: Wie sind Sie zum Übersetzen gekommen?

Anfang der 90er Jahre fiel mir im Vorlesungsverzeichnis der Frankfurter Uni der Name Ray-Güde Mertin auf. Sie hatte ein Buch des Brasilianers Ignácio de Loyola Brandão übersetzt, das mich tief beeindruckt hatte. Aus Neugier ging ich in ihr Seminar, dann kam eins zum anderen. Ich begann Romanistik zu studieren, in der portugiesischen Buchhandlung in Frankfurt zu jobben, wo ich 1999 dann auch meine erste Romanübersetzung quasi selbst verlegt habe. Der Gastlandauftritt Brasiliens 2013 hat mich letztlich in die Situation katapultiert, dass ich momentan ausschließlich vom Literaturübersetzen lebe.

In der Begründung zum Hermann-Hesse-Preis heißt es: »Das Gespann Luiz Ruffato und sein Übersetzer Michael Kegler ist ein Glücksfall.« Empfinden Sie das auch so?

Es war definitiv Glück. Als der Verlag Assoziation A sich zur Übersetzung von »Es waren viele Pferde« entschlossen hatte, musste ich drei Wochen lang überlegen, ob ich mir das auf den ersten Blick ja nicht einfache Buch zutrauen soll. Dann habe ich Ja gesagt. Das war der erste Glücksfall. Der zweite ist, dass daraus eine Freundschaft geworden ist. Zufällig sind wir beide in derselben Region Brasiliens aufgewachsen. Zwar nicht ganz zur selben Zeit und jeweils am anderen Ende der sozialen Skala, aber ich kenne die Landschaft, den Menschenschlag, von dem Ruffato erzählt. Das scheint sich in der Übersetzung irgendwie niederzuschlagen.

Sie übersetzen viele Literaten aus hier weniger bekannten portugiesischsprachigen Ländern wie Mosambik, Angola oder den Kapverden. Sehen Sie sich als Kulturvermittler?

Ja. Das war schon zu Buchhändlerzeiten so, und jetzt als Vorstandsmitglied von Litprom erst recht. Es geht letztlich immer darum, gute Literatur zu vermitteln.

Welche Schriftsteller empfehlen Sie, wenn man diese Länder besser kennenlernen möchte?



Mehrfach ausgezeichnet: 2014 hat Michael Kegler den Straelener Übersetzerpreis erhalten, 2016 mit Luiz Ruffato den Hermann-Hesse-Preis

Ob man darüber ein Land besser kennenlernt, weiß ich nicht. Eher lernt man etwas über sich selbst. José Eduardo Agualusa zum Beispiel kommt aus Angola, schreibt meist über Angola. Aber nicht deswegen empfehle ich ihn, sondern weil er gute, auch hier für uns relevante Geschichten erzählt. Im Herbst kommt übrigens seine »Allgemeine Theorie des Vergessens« (C. H. Beck) auf Deutsch heraus.

Jeder Übersetzer arbeitet anders. Wie sieht Ihr Alltag aus?

Ich stehe morgens auf und gehe arbeiten. Manchmal Stunden am Stück, manchmal funktioniert es nicht so, dann mache ich Hausarbeit oder repariere mein Auto. Das unregelmäßige Arbeiten ist ein Privileg, aber auch der Fluch des Tagelöhners. Wenn keine Aufträge da sind, übersetze ich manchmal aus Spaß in die Schublade ... Und ich bin sehr gern mit Autoren unterwegs auf Lesereise. Jedenfalls kann ich nicht behaupten, der Übersetzerberuf sei eine einsame Sache.

Wann ist eine Übersetzung Ihrer Meinung nach gelungen?

Gelungen ist die Übersetzung, wenn man es ihr nicht anmerkt. Das klingt banal, aber der Spagat zwischen selbst kreativ sein zu müssen und es eigentlich gar nicht zu dürfen, weil es ja nicht der eigene Text ist, an dem man arbeitet, ist ziemlich groß.

Gibt es unübersetzbare Texte?

Durchaus. Manche Texte funktionieren nur in ihrer eigenen Sprache oder in einem spezifischen Kontext. Dann ist es eben so. Das ist auch das Tolle an Sprache: Man muss damit leben.

Was würden Sie angehenden Jungübersetzern mit auf den Weg geben, um in diesem Beruf erfolgreich zu sein?

Das Wichtigste ist wohl, sich nicht entmutigen zu lassen und das, was man tut, gern und mit Begeisterung zu tun. Leider darf man sich nicht darauf verlassen, davon leben zu können. Etwas »Anständiges« für den Notfall zu lernen, ist sicher ein weiser Ratschlag – den ich im Übrigen nicht befolgt habe.